

(Nachdruck verboten.)

129

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Das hinderte die Mädchen nicht, beim Singen zu lachen und sich auch ganz leise zwischen zwei Gebeten zu schimpfen, ja sich sogar, wenn sie die Fabrik verließen, die Haare zu zerzausen. Denn die braunen Mädchen ächzten zwar unter dem unbeugbaren Despotismus, der in den Bauernfamilien herrscht, und mußten nach ererbter Tradition vor den Männern stets die Augen zu Boden schlagen; doch waren sie einmal allein, so gebärdeten sie sich in ihrer Zügellosigkeit wie wahre Dämonen, und sie wiederholten die Roheiten, die sie unterwegs aus dem Munde der Kutscher und Bauern gehört hatten.

In den ersten Wochen ihrer Lehrzeit sah Roseta nicht ohne Furcht die Nacht herannahen und mit der Nacht die Stunde, wo sie nach Hause zurückkehren mußte. Aus Furcht vor den Kameradinnen, die denselben Weg wanderten, blieb sie etwas länger in der Fabrik und ließ die anderen zuerst wie einen Wirbelwind herauschießen. Dann machte sie sich in der frischen Winterdämmerung auf den Weg, wanderte müde durch die Straßen der Stadt, machte die Einkäufe, mit denen ihre Mutter sie beauftragt, und blieb verwundert vor den Schaufenstern stehen, die schon im Lichterglanze strahlten; endlich entschloß sie sich, die Brücke zu überschreiten und die dunklen Gassen der Vorstädte zu betreten, durch die sie die Landstraße von Alboraya erreichte.

Bis dahin ging alles gut. Aber dann kam sie in die dunkle Huerta mit den geheimnisvollen Tönen, den schwarzen ängstigen Gestalten, die sie streiften und sie mit einem düsteren Bona nit! begrüßten. Nun begann die Angst und das Zähneklappern.

Nicht etwa, daß sie sich von dem Schweigen und dem Dunkel hätte einschüchtern lassen! Inmitten der Felder erzogen, war sie daran gewöhnt: hätte sie genau gewußt, sie würde niemand unterwegs begegnen, sie hätte sich glücklich geschätzt. Niemals dachte sie in ihrer Furcht, wie ihre Kameradinnen, an die Toten, an die Hexen und Gespenster; nein, die Lebenden beunruhigten sie. Sie erinnerte sich mit immer größerer Angst an einzelne Geschichten, die sie in der Werkstatt gehört, an die Furcht, die die Mädchen vor Pimento und anderen häßlichen Persönlichkeiten hatten, die sich bei Copa versammelten, an die Unholde, die die Arbeiterinnen überall kniffen oder in die Wasserläufe stießen. Und Roseta, die seit ihrem Eintritt in die Fabrik nicht mehr so naiv war, ließ ihre Phantasie bis zu den äußersten Grenzen des Schrecklichen schweifen, sie sah sich bereits von einem jener Ungeheuer ermorde, wie die Kinder, von denen die Legenden der Huerta erzählen, daß geheimnisvolle Genker ihnen das Blut abzapfen, um daraus Wundertränke für die Reichen zu brauen.

An diesen düsteren, oft regnerischen Winterabenden legte Roseta eine gute Hälfte des Weges unter Zittern und Zagen zurück. Doch am schlimmsten ängstigte sie sich erst ganz zuletzt, wenn sie schon in der Nähe des Hauses angelangt war; das fürchterlichste Hindernis, das sie zu überschreiten hatte, war Copas Schenke. Diese Schenke erschien ihr als der Herd des Bösen. Dabei herrschte auf diesem Stück des Weges der meiste Verkehr, und er war am besten beleuchtet. Lärm und Lachen, Gitarrespiel und laute Wieder drangen aus dieser Tür, die, flammend wie die Oeffnung eines Ofens, auf den schwarzen Weg einen viereckigen roten Lichtschein warf, in welchem groteske Schatten sich bewegten. Und trotzdem blieb das Mädchen, wenn es an diese Stelle kam, schwankend, zitternd stehen, wie die Heldin der Märchen vor der Höhle des Menschenfressers; sie war stets bereit, nach den Feldern zu stürzen, an den Häusern vorbeizueilen, in den Kanal zu springen und schon hinter die Böschung zu schleichen, kurz, sie war zu allem bereit, wenn sie nur nicht an diesem Nachen vorüber mußte, der den Lärm der Trunksucht und die Roheit ausspie.

Aber endlich entschloß sie sich. Sie machte eine heftige Willensanstrengung, wie jemand, der sich von einer Höhe herunterstürzen will und ging ganz am Rande des Kanals, mit der wunderbaren Ruhe, die nur das Entsetzen verleibt,

blitzschnell an der Schenke vorüber. So erschien sie wie ein Nebel, wie ein weißer Schatten vor den trüben Augen von Copas Gästen, deren Blicke keine Zeit hatten, auf ihr haften zu bleiben. War sie an der Schenke vorüber, so lief sie, was sie konnte, denn sie glaubte, es wäre noch immer jemand hinter ihr her, und sie fürchtete, eine unwiderstehliche Faust würde sie heftig am Nacke ziehen. Sie beruhigte sich erst in dem Augenblicke, wo sie das Geheul ihres Hundes vernahm, des häßlichen Tieres, der sie mitten auf dem Wege mit tollen Sprüngen empfing und ihr freudig die Hände legte.

Nie ahnten ihre Eltern die Angst, die Roseta unterwegs empfand. Sobald das Mädchen das Haus betrat, glättete sich ihr Gesicht, und ihre Haltung wurde ruhig. Auf die Frage ihrer besorgten Mutter antwortete sie lachend, indem sie sich recht tapfer stellte, und behauptete, sie wäre mit anderen Arbeiterinnen zurückgekommen. Sie wollte nämlich nicht haben, daß ihr Vater abends ausgehen sollte, um sie zu begleiten; sie kannte den Haß der Nachbarn zu genau, und diese Schenke Copas mit ihrer zänkischen Bande flöhte ihr zu großen Schreck ein.

Am nächsten Tage kehrte sie wieder nach der Fabrik zurück, um von neuem die nächtliche Angst zu erdulden; nur in dem Gedanken schöpfte sie Hoffnung, bald würde der Frühling mit seinen längeren Nachmittagen und seiner helleren Dämmerung kommen, so daß sie das Haus vor Einbruch der Dunkelheit erreichen konnte.

Eines Abends wurde Roseta ein wenig von ihrer Sorge befreit. Als sie noch in der Nähe der Stadt war, erschien ein Mann auf der Landstraße, der in demselben Schritt wie sie ein Weilschen neben ihr herzuwandern begann.

„Gute Nacht!“ grüßte er.

Und während die Spinnerin über die hohe Böschung wanderte, die die Landstraße begrenzt, schritt der Mann nach einer Weile unten dahin, zwischen den tiefen Furchen, die die Räder der Wagen in den Erdboden gegraben hatten. Er stolperte oft über zerbrochene Ziegel, über Trümmer von Töpfen, über Glasstücke, mit denen vorsichtige Hände die alten Löcher ausfüllen gewollt.

Roseta hatte keine Furcht. Von dem Augenblicke an, wo er ihr „Gute Nacht!“ gesagt hatte, hatte sie ihn erkannt. Es war Tonet, der Enkel des Vaters Lomba, jener gute Bursche, der beim Schlächter von Alboraya Knecht war, und über den sich die Spinnerinnen belustigten, wenn sie ihm auf der Landstraße begegneten; es machte ihnen großen Spaß, wenn er rot wurde und bei dem ersten Worte, das sie an ihn richteten, den Kopf abwandte.

Ein so schüchternen Bursche! Er hatte keine anderen Verwandten als seinen Großvater. Er wurde zu allen Arbeiten verwendet; ging nach Valencia, um den Mist für die Felder seines Herrn zu sammeln, half diesem beim Viehschlachten, bearbeitete die Erde und trug das Fleisch nach den reicheren Nachthöfen. Das alles tat er, um seinen Großvater und sich selbst zu ernähren und als Kleidung die alten Sachen des Schlächters zu bekommen. Er rauchte nicht, war nur zweimal in seinem Leben zu Copa gegangen, und wenn er Sonntags ein paar Stunden freie Zeit hatte, so blieb er nicht, wie die anderen, auf dem Platze von Alboraya sitzen, um dem Kegelspiel zuzusehen, sondern er wanderte durch die Landschaft. Ziellos irrte er durch das verwickelte Netz der Fußpfade, und stieß er auf einen Baum, auf dem Vögel saßen, so blieb er mit offenem Munde stehen, sah ihnen zu, wie sie mit den Flügeln schlugen und lauschte dem Zwitschern dieser Luftzigeuner. Die Leute fanden die geheimnisvolle Art seines Großvaters zum Teil in ihm wieder, und jedermann betrachtete ihn als einen furchtsamen, gefügigen, einfältigen Menschen.

In dieser Gesellschaft faßte Roseta wieder Mut. Stets fühlte sie sich bei einem Manne in größerer Sicherheit, besonders wenn dieser Mann Tonet war, zu dem sie Vertrauen hatte. Sie redete ihn an und fragte ihn, woher er käme, und der junge Mann versetzte recht unbestimmt mit seiner gewöhnlichen Schüchternheit:

„Von dort drüben!“

Dann schwieg er, als hätten ihm diese Worte eine ungeheuerere Anstrengung gekostet.

Sie setzte stillschweigend ihren Weg fort. In der Nähe des Hauses trennten sie sich.

„Gute Nacht und Dank!“

„Gute Nacht!“

Damit verschwand Tonet in der Richtung des Dorfes.

Das war ein bedeutungsloser Vorfall, eine angenehme Begegnung, die sie von ihrer Furcht befreit hatte. Und doch dachte Roseta diesen Abend beim Essen, und als sie sich zu Bett legte, an den Entel des alten Schäfers.

Sie erinnerte sich jetzt an die Lage, da sie ihn morgens auf der Landstraße bemerkt hatte; und sie glaubte sogar, Tonet ginge absichtlich in demselben Schritte wie sie, während er ein wenig zurückblieb, um nicht die Aufmerksamkeit der Arbeiterinnen zu erregen. Ja, sie glaubte sogar, er hätte sie an bestimmten Tagen, wenn sie plötzlich den Kopf drehte, starr angesehen, und das junge Mädchen knüpfte die zerrissenen Fäden ihrer Erinnerungen wieder zusammen und holte aus ihrem Gedächtnis alle Vorfälle ihres Lebens, die auf den jungen Mann Bezug hatten; sie dachte an den ersten Tag, da sie ihn gesehen, und an die mitteleidvolle Sympathie, die er ihr wegen der Hänfelseien der Kameradinnen eingeflößt hatte; er ertrug diesen Spott schüchtern und mit gesenktem Haupte, als wenn diese Schar ihn vor Angst lähmte. . . . Dann dachte sie an die häufigen Gelegenheiten, wo der Zufall sie während der Wanderung zusammengebracht hatte, und an die hartnäckigen Blicke, mit denen der Bursche ihr etwas sagen zu wollen schien.

Als sie sich am nächsten Tage nach Valencia begab, sah sie ihn nicht; doch abends, als sie sich auf den Weg machte, um nach Hause zurückzukehren, hatte sie keine Angst, obwohl die Nacht düster und regnerisch war. Sie hatte das Gefühl, sie würde den Begleiter, der ihren Mut so sehr stärkte, bald auftauchen sehen. Und tatsächlich trat er fast an der nämlichen Stelle, wo sie ihn am vorigen Tage gesehen hatte, auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Leichenschmaus.

Von Michel Zivars.

### I.

Vor dem halbgefüllten Grabe beendete Julot, ein Kollege des Verstorbenen, der im Namen des Gastwirts-Verbandes das Wort ergriffen hatte, seine Leichenrede:

„Ja, mein braver Boujou, wir haben Dir das letzte Geleit gegeben, um Dir unsere Freundschaft noch über das Grab hinaus zu beweisen. Du warst ein Gastwirt, der seinen Beruf liebte, ein Gatte, der seine Frau liebte, ein Vater, der seine Kinder geliebt haben würde, falls der Himmel ihm welche geschenkt hätte. Wenn es Dir in jener anderen Welt ein Trost sein kann, mein braver Boujou, so nimm an dieser Stelle die Versicherung entgegen, daß ein ehrenvolles Andenken Dir beim ganzen Viertel wie beim Gastwirts-Verband gewiß ist. Lebe wohl, Boujou, lebe wohl!“

Auf dieses letzte „Lebewohl“, das mit einem wohlleinstudierten Bittern in der Stimme gesprochen wurde, antwortete ein herzzerreißender Schrei der Verzweiflung, Madame Boujou, die trostlose Witwe, war in Ohnmacht gefallen.

Arme Frau! Sie hatte ihren Gatten so heiß geliebt!

### II.

Inzwischen bereitete Marie, die Köchin des Restaurants Boujou, den Leichenschmaus.

„O! ein Mahl von geradezu spartanischer Einfachheit! Ein Stück Braten, Salat und Käse. Bloß um die wenigen Intimen des Hauses, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen hatten, nach diesem schweren Gang körperlich und seelisch wieder ein wenig aufzurichten.“

„Nur das allernotwendigste!“ hatte Madame Boujou angeordnet. „Eine Beerdigung ist kein Feiertag.“

Um 7 Uhr langte das vom Kirchhof zurückkehrende Leichengefolge vor dem Restaurant Boujou an, auf dessen herabgelassenen Jalousien ein weißer Zettel mit der Aufschrift „Wegen Todesfalls geschlossen“ klebte.

Auf der einen Seite gestützt durch den beredten Julot, auf der anderen durch den Gemüsehändler aus dem Nachbarhause, betrat Madame Boujou als erste das Lokal. Die anderen folgten ihr: die Männer ernst, feierlich, geniert durch ihre Sonntagskleider, die Frauen mit den Taschentüchern als Zeichen der Trauer in den Händen.

In einer Ecke des Lokals war der Tisch gedeckt. Man setzte sich ernst und gemessen. Marie trug den Braten auf.

Die ersten Bissen wurden in einem andächtigen Schweigen verzehrt. Die Witwe saß zwischen Julot und dem Gemüsehändler, die Augen starr ins Leere gerichtet, und aß nichts.

Endlich seufzte sie:

„Armer Boujou!“

Dies Wort löste allen die Zunge. Man begann den zahl-

reichen Tugenden des Verstorbenen die gebührende Anerkennung zu zollen.

„Wenn man denkt, daß er noch vor acht Tagen hier hinter dem Schantisch gestanden hat!“

„Ja, ja, was sind wir Menschen!“

„Ein so biederer, so ehrlicher Mann!“

„So lustig!“

„So gut!“

„Na, die Güte! . . . Der Herr hatte doch eine recht lose Hand, nicht wahr, Madame?“ warf die Köchin ein.

„Schweigen Sie, Marie!“ erwiderte die Witwe streng. „Wenn er mich schlug, hatte ich es wohl verdient.“

Nach einer längeren Pause bemerkte der Gemüsehändler tiefstimmig:

„Nicht die Toten sind zu beklagen, sondern diejenigen, welche zurückbleiben.“

„Ach!“ stöhnte die Witwe und trocknete sich die Augen.

„Na, na, Madame Boujou, Sie müssen doch vernünftig sein“, sagte Julot ernst. „Wenn Sie sich auch noch so sehr Ihrem Schmerz hingeben, damit werden Sie Boujou doch nicht wieder zum Leben erwecken.“

„Sie haben recht, Herr Julot. . . . Noch etwas Braten gefällig?“

„Danke, Madame Boujou. An einem Tage wie der heutige, hat man keinen richtigen Appetit, wissen Sie.“

„Das ist wahr!“ pflichtete die Gemüsehändlerin bei und leerte ihr Glas auf einen Zug. „Gerade als wenn einem die Kehle zugeschnürt wäre!“

Indessen da Madame Boujou nochmals nötigte, langte Julot doch zu. Die Kohlenfrau auch. Der Gemüsehändler folgte ihrem Beispiel. Und auch die anderen reichten ihre Teller hin.

„Aber nur ein Stückchen! Nur ein ganz kleines Stückchen!“

„Marie!“ schluchzte die Witwe. „Machen Sie uns etwas Rührei mit Speck!“

Aber Julot protestierte mit der Autorität eines Mannes, welcher weiß, was sich bei einem solchen Anlaß schickt.

„Nicht mit Speck, Madame Boujou! Bloß Rührei ohne Speck. Darin dokumentiert sich eine tiefere Trauer!“

Das Rührei verschwand mit der nämlichen unheimlichen Geschwindigkeit wie der Braten. Ein Teller mit kaltem Aufschnitt hatte das gleiche Schicksal.

Der Aufschnitt war derart gesalzen, daß August, der Hausdiener, zum zweitenmal in den Keller hinabsteigen mußte, um die zum Lösen des allgemeinen Brandes notwendige Flüssigkeit in Gestalt diverser Flaschen Bier herauszuschaffen.

Die Augen begannen zu glänzen. Man sprach nicht mehr ausschließlich von dem armen Boujou.

Die Witwe seufzte noch immer, aber auch sie spürte endlich ein wenig Appetit.

„Marie, mein Kind“, sagte sie in weinerlichem Tone, „wärmen Sie mir doch das Hühnerfrissée von gestern!“

### III.

Um Mitternacht saß man noch immer bei Tisch. Alle Wangen waren gerötet. Selbst Madame Boujou hatte kleine, verschommene Augenlein, wenngleich auf ihrem Gesicht noch der nämliche verzweifelte Ausdruck der untröstlichen Witwe lag.

Julot hatte sich bereits einige Biere erlaubt, die heifällig aufgenommen worden waren.

Und aus dem Keller wurden ununterbrochen Bierflaschen heraufgeschafft!

Die Unterhaltung war jetzt ziemlich geräuschvoll und wurde durch häufige Lachsalben unterbrochen. Einmal gestattetete sich sogar der Portier Dupont, der schon ziemlich animiert war, mit heiserem Saß anzustimmen:

„Die Sonne vergoldet den Horizont

„Tralala . . . lala . . . zont, zont . . .“

Aber da erhob sich allgemeiner, lebhafter Widerspruch. Was sich Dupont eigentlich dachte? Ob er vergaße, daß er sich in einem Trauerhause befände?

„Ja, aber es war doch das Lieblingslied des armen Boujou!“ stammelte der Portier zu seiner Entschuldigung. „Und dann kommt doch darin auch der Vers vor:“

„Wir lehrten just vom Kirchhof heim . . .“

Julot, der Mann, welcher weiß, was sich „bei einem solchen Anlaß schickt“, erklärte ernst, daß das Lied den Umständen angepaßt, gewissermaßen ein Trauermarsch wäre. Und außerdem wäre es eine Ehre des Verstorbenen.

Ermutigt, sang der Portier weiter. Als er geendigt hatte, quittierte Madame Boujou zum Zeichen des Dankes mit einem matten Lächeln.

„Ich will Euch ein lustigeres Lied singen!“ rief der Gemüsehändler und stimmte an:

„Kommt, Karlinchen, kommt . . .“

Dieses Mal klatschte man ohne Gewissensbisse Beifall, und den Refrain sangen alle begeistert mit, während sie mit den Messern den Takt dazu schlugen.

Der Mann war gebrochen. Jeder trug sein Scherlein zur allgemeinen Unterhaltung bei.

August kam gerade wieder mit einer Batterie Bierflaschen aus dem Keller nach oben, als an die Tadelntür gepocht wurde.

Zwei Schutzleute erschienen auf der Schwelle.

„Es ist zwei Uhr. Gaben Sie Konzession . . .?“

Der Lärm brach jäh ab.

Aber Julot erhob sich sehr würdig und näherte sich den Repräsentanten der staatlichen Ordnung. Mit einer wahren Grabesstimme setzte er ihnen auseinander, daß man am letzten Nachmittage den armen Boujou zur letzten Ruhe geleitet hätte und daß man jetzt . . .

Die beiden Schutzleute hatten begriffen.

„Das ist natürlich etwas anderes,“ sagten sie.

Und nachdem sie ein Glas Bier angenommen hatten, zogen sie sich diskret zurück, indem sie sich in Entschuldigungen darüber erschöpften, daß sie eine trostlose Familie in ihrem berechtigten Schmerze gestört hätten.

IV.

Sobald die Schutzleute das Lokal verlassen hatten, begann der Lärm mit erneuter Heftigkeit. Um drei Uhr schriekten alle durcheinander, ohne daß der eine auf den anderen hörte.

Julot hatte das Gas über dem Billard angezündet und spielte mit einem aus dem Trauergerfolge Karambolage um Punsch, der bereits auf dem Schanztische lachte.

In diesem Augenblicke brach die Witwe plötzlich in lautes Schluchzen aus. Der Portier erwachte jählings aus süßem Schlummer. Julot stieß vor Schreck ein Loch ins Billard.

„Was denn, Madame Boujou?“

Und von häufigen Schluchzern unterbrochen, antwortete sie:

„Ich . . ., ich denke an . . ., an den armen Boujou . . ., der gute Mann! . . . Wenn . . ., wenn er doch hier wäre!“

Die unerwartete Erinnerung an Boujou hatte bei den Anwesenden etwa den nämlichen Effekt wie das Erscheinen von Bankos Geist auf dem Festmahl Macbeths. Sie blickten einander verlegen, leicht beschämt an.

„Ach! fuhr die Witwe fort, während ihre Tränen von neuem zu fließen begannen. „Wenn er doch hier wäre! . . . Wie würde er sich freuen, der arme Boujou! . . . Er hatte es ja so gern, wenn es hier recht laut und lustig herging!“ —

Kleines feuilleton.

a. Wege und Wegerecht. Zu allen Zeiten waren gute Verbindungs- und Verkehrswege die wichtigsten Kulturförderer. Daher unterstützten auch alle politisch und kulturell erstarkenden Völker den Wegebau so viel wie möglich im staatlichen wie privaten Interesse. Wohin immer ein eroberndes Volk auszog, um Gebiete sich zu unterwerfen und wirtschaftlich wie politisch auszubenten, immer mußte neben der Anlage sichernder Grenzfestungen die Herstellung guter Wege zum Anschluß an das Mutterland allererste Bedingung und Aufgabe sein. Und so sehen wir den römischen Legionar in allen von den Römern unterworfenen Weltteilen ebenso hurtig das Schwert in der Schlacht wie den Spaten beim Wegebau benutzen. Die römischen Verkehrswege waren musterhaft.

Bei den Germanen legte erst Karl der Große Wert auf gute Wege- und Verkehrsverhältnisse. Seine Sendgrafen, missi, hatten strenge Befehle, alle Straßen unter fortwährender Aufsicht zu halten und jede Vernachlässigung derselben zu bestrafen. Die Unterhaltungspflicht derselben lag dabei auf den Schultern der Gemeinden und der Gaue. Staat und Reich zahlten zu deren Erhaltung und Herstellung keine Beiträge. Das Nutzungsrecht der Straßen durch Abgaben und Wegegeld war dagegen Regal des Kaisers, der dafür die Sicherheit der Straßen verbürgte und dieselben in den Königsfrieden nahm, d. h. alle auf des Reichs und des Königs Straßen begangenen Vergehen und Verbrechen ungleich härter bestrafte, als sonst üblich war. Doch war es mit der Sicherheit der Land- und Königsstraßen das ganze Mittelalter hindurch ebenso schlecht bestellt wie mit ihrer sonstigen Beschaffenheit, die in der Hauptsache gewöhnlich nicht mehr wie alles zu wünschen übrig ließ. Die Breite einer Königsstraße soll nach dem Sachsenpiegel so sein, daß ein Wagen ausweichen könne; vom Fußsteig heißt es, „ein Fußweg soll haben in der Breite drei Schuhe breit“. — Ebenso setzt der Schwabenspiegel für die Königsstraße eine Breite von 16 Schuhen, für einen Kriehweg eine solche von 4—8 Schuhen und für einen Fußsteig 2 Schuhe breit fest. Die Straßen sollten gegen den Himmel frei sein bis zur Höhe eines Speeres.

Schwieriger als die öffentliche war die privatrechtliche Regelung des Wegerechtes im Mittelalter. Diese erfolgte nicht einheitlich und systematisch, sondern nur langsam und widerwillig unter dem Druck der Verhältnisse. Staats- und Privatinteressen standen sich dabei anfänglich feindlich gegenüber. Die typische Siedlungsweise der Germanen in ihren Gewanddörfern empfand Wege eher als eine Last statt einem Vorteile. Da die Ackerflur in Streifen zerschnitten und diese Streifen oder Gewanne so verteilt waren, daß der beste, mittlere und geringe Boden jedem Flurgenossen im gleichen Verhältnisse zugemessen war, so lagen die dem Einzelnen zugewiesenen Ackerflächen über die ganze Dorfslur verteilt. Und war derart, daß fast ein jeder über Grundstücke seiner Nachbarn zu gehen und zu fahren hatte, um seine Acker besäen und aberten zu können. Die Gemengewirtschaft bedingte daher ganz von selbst für die Flurgenossen das Recht der Ueberfuhr. Mit diesem Rechte aber

war für die alten Gewanddörfler jedes Interesse am Wegebau erloschen. Waren die Wege, die jedes Jahr neu eingefahren und umgedert wurden, unpassierbar, so hatte er ohnehin das Recht, auf dem anliegenden Acker auszuweichen. Für sich selbst brauchten sie daher keine festliegenden, ewigen Wege und bei dem geringen Verkehr, den sie mit den Nachbardörfern unterhielten, auch für jene nicht.

Sie saßen ruhig hinter dem festen Zaunverschluß ihres Dorfes und waren froh, daß ihnen niemand so leicht zu nahe kommen konnte.

Erst der Ausbau des Staatswesens legte in diese Abgeschlossenheit eine Bresche. Das öffentliche Interesse erzwang den Durchzug durch das Dorf und das Anlegen von Kommunikationswegen zu den benachbarten Dörfern, die aber immer noch mit Nachtanbruch geschlossen wurden und den Eintritt in das Dorf wehrten. Die alten germanischen Gesetze schrieben ganz allgemein vier Wege zu einem jeden Dorfe vor, außerdem mußten Wege offen sein zum Dorfanger und der Viehtrieb zur Almend. Das burgundische und das bayerische Gesetz legen demjenigen, der diese Verbindungswege widerrechtlich sperrt, eine Buße von 12 bez. 6 solidi auf. Jedes Jahr, beim Frühjahrsanfang wurden die Wege feierlich begangen und neu eingeschworen.

Mit dem Sinken der Kaisergewalt führen statt statt des Kaisers die Territorialfürsten die Oberaufsicht über Straßen und Wege, was ihnen denn auch das Nutzungrecht der Straßen, Wege und Geleitgeld, Bußen usw. zugefallen sind. Die mittelalterlichen Weistümer regeln daher auch ausführlich das Recht der Wege, der Bußen usw. gegenüber Gemeinde und Territorialherrn. So lautet ein Schöffenspruch aus Liebenscheid im Westertalbkreise von 1559: „Wo jemand were, der rechte Wege zumachte und ohnrechte Wege offnet oder uffthete weist der scheyen nach alten rechten einen solchen Theter oder Fretler unseren gnädigen herrn (den Grafen von Ralsau) in die Buß“. In einem Urteile des Gaugrichters zu Behlen bei Budeburg wird die Frage: „Was de gogreve für sinen gohanern und honer wederumb tho bonde schuldigk sye“, wie folgt beantwortet: „Darum schal he verpflichtet sin, tho befördern, dat wege ond siege gebetet ond in wolstand geholden werden“. In dem gleichen Gauggericht wird ferner bestimmt, wenn über jemandes Ackerbreite ein Voigtsteig gelegt worden, während früher kein Voigtspfad über das Grundstück gegangen, so verfällt derjenige, der nicht den rechten Weg behalten hat, in eine „sülff walt“, d. h. eine Buße nach dem freien Ermessen der Herren von Schaumburg.

Recht ausführlich wird das Wegerecht in einem Weistum des Edagier Gohes, im Westen von Hildesheim liegend, vom Jahre 1557 behandelt. Es heißt da: „Wo breit eine gemeine Heerstrate sin schulle ond wo feer man blieben schulle? . . . Dat eyn Rütther könne in Wege holden ond mit der stangen, so he föret umher wenden! . . . Wo wiet eyn gemeyner Kerlweg sin schulle? . . . Dat eyn man mit siner Frauen könne gahen, dat se de Dau nit beschütte im wege! . . . Eyn gemeyner Holtweg, wo breit de sin schulle? . . . Drey Wogenpoer breit sol hei sin! . . . Wen nun ehner bey solchen Wege land her hette, ob man schulle nicht ob dem lande herfahren, so lange desülve sins wert, solchen thom wege ligen tho latende? . . . Wenn man solchen besinde, mag man up dem lande herfahren! . . . So eyn weg dorch dat lorn geht, wer de horde (Bäume) schulle holden, dat leyn schade gescheige?“ . . . Obs der negiste (Nachbar) thon schulle? . . . Es soll it thon de ganze gemeyne, so in demselvigen felde aderbut hefft! . . .“

Ueber die Breite der Straßen und deren Aufsicht äußert sich ein Weistum von Sandweiler im Jahre 1604, „daß in dem Dorfe Sandweiler und in jedem anderen Dorfe vier Wege sein sollen, die man Landstraßen nennt, 32 Schuh breit, von einem Mann zum anderen gehend, die die landfürstlichen Schöffen und Weher auszuweisen und auszumarken haben.“ —

Kunst.

es. Der Kunstsalon Gurlitt ehrt in der neuen Ausstellung zwei deutsche Maler: Oberländer und Karl Haider. Man denkt bei Oberländer (München) meist nur an die launige, gemütvollen, humoristischen Zeichnungen für die „Liegenden Blätter“. Oberländers Humor ist weid, er verlegt nicht. Wärme geht von ihm aus. Aber man überfieht dabei seinen leicht-phantastischen Farbensinn, seine sichere Art zu zeichnen. Wie viel können steckt in dem kleinen Bildchen „Die gelehrte Prinzessin“. Es wirkt groß und ruhig. Die Farben sind aufs feinste zusammenge stellt. Es ist der stille Reiz alter Gemälde darin. Wie selbstverständlich märchenhaft wirkt das Bild „Der Zwerg und die drei Riesen“. Der Zwerg sitzt oben im Astwerk des Baumes, unter dem die drei Riesen, in buntpfantastische Kleider gehüllt, liegen. In dieser Art zeigt sich das ganze Können eines reifen Meisters, bei dem Inhalt und Technik sich reiflos decken.

Nicht ganz so vollendet und eigen ist Haider (Schliersee). Er wirkt manierierter. Er hat die Anlehnung nicht ganz überwunden. Aber auch er erscheint in seiner besonderen Art als ein echter Künstler, dem man seine Welt glaubt. Haider sieht die Welt durch die Brille der alten, deutschen Kunst. Es ist, als wäre dieses Geist in ihm lebendig geworden. Seine Bilder haben den warmen, gelblichen Ton altdeutscher Landschaften. Es weht ein warmes Licht darin. Nichts Aufdringliches macht sich geltend. Unauffällig und ruhig wie seine Motive, ist auch seine Technik. Es ist alles genau und sorgfältig gegeben, und nirgends täuscht die Nach-

Eine bewunderungswürdige, sachliche Ehrlichkeit in allem. Ein Stück Wald, eine Wiese, ein See — das ist alles, und nichts Blendendes ist dabei. Aber der Eindruck ist ein imponierend geschlossener. Jedes Bild wirkt ungeheuer eindringlich, und so merkt man, wie viel Fleiß der Maler auf die Komposition gelegt, die in Farbe und Linie ohne Rest so gelöst ist, wie er es haben wollte. Still und in sich versunken scheinen die Farben, nichts Lautes ist in den Linien. Auch darin mahnt Gaider an die alte Zeit, daß er die Gewänder der Personen so ungebrochen in der Farbe hinstellt, ein kräftiges Rot oder Blau, und die Wärme dieser ausgesprochenen Farben mahnt wieder an italienische Luft, an italienische Kunst. So eint dieser Maler in sich das Alte zu neuer Erscheinung.

Vom Ausland sehen wir eine Reihe von Bildern des französischen Malers Fantin-Latour (1836—1903). Mehrere Porträts sind äußerst gesammelt im Eindruck und durch die vornehme, reichliche Verwendung eines weichen Schwarz auffallend. Auch hier nehmen wir darin eine allmählerische Note wahr. Mit feinem Pinsel reduziert der Franzose die bunte Fülle der Farben und macht aus einem Porträt ein Kunstwerk, dessen breite, ruhige Wirkung sich einprägt. Eine ganz andere Seite zeigen seine landschaftlichen Bilder, auf denen sich Nymphen usw. zeigen. Da weht eine warme, züchtige, unendlich zarte Luft zwischen den Zweigen. Man denkt an die feinen Reize der Nisiotmalerei, an Watteau, und zugleich taucht, in der subtilen Art wie die Bilder Stricheln an Stricheln hingetupft sind, die ganz moderne Technik des Pointillismus schon auf. Reizvoll mischt sich so Vergangenheit und Zukunft in diesem Maler.

Indem diese drei Maler nebeneinander gestellt sind, können wir gut die verschiedene Art deutschen und französischen Schaffens empfinden, die beide in ihrer Art charakteristisch und berechtigt sind und sich ergänzen. —

**Volkskunde.**

— Totenhochzeit. R. T. Raondi-Czernowitj schreibt im „Globe“: Bekanntlich hat O. Schrader in seinem Vortrag „Totenhochzeit“ (Zena 1904) den Beweis erbracht, daß schon in der indogermanischen Urzeit bei den Leichenbegängnissen auf das weitere Schicksal des Toten im Jenseits Rücksicht genommen wurde, insbesondere Unverheirateten auch ein Weib mit aller Feierlichkeit angetraut wurde. Schrader verweist auch auf allerlei Beweise, aus denen hervorgeht, daß bei den Slawen die symbolische Darstellung einer ganzen Hochzeit bei Leichenbegängnissen üblich war. Zu diesen Ausführungen hat im „Zentralblatt für Anthropologie“, X. Jahrgang, S. 147 f., A. Brunk (Osnabrück) aus Pommern einige Nachrichten gebracht. Auch ich möchte zu dieser höchst interessanten Arbeit, die in schlagender Weise die hohe Bedeutung volkskundlicher Forschungen darlegt, aus meinem engeren Studiengebiete einige Mitteilungen machen. Bei den Guzulen (Gebirgsruthenen in den Karpathen) sind Gebräuche üblich, die deutlich auf die Totenhochzeit weisen. Ich habe darüber schon in meinen „Guzulen“ (Wien 1894) hingewiesen. „Außer den sonstigen Vorbereitungen zur Beerdigung wird, wenn der Verstorbene ein Kind oder doch ledig war, für denselben noch ein Kranz geflochten und ein Bäumchen (deryuce) mit weißer und roter Wolle geschmückt, Vorbereitungen, die man, wenn der Verstorbene es erlebt hätte, für seine Hochzeit gemacht haben würde. Das Bäumchen wird neben die Leiche gestellt, auf dem Wege zur Kirche und zum Friedhofe aber der Leiche vorangetragen, um schließlich auf dem Grabhügel aufgesteckt zu werden.“ Ueber die Rolle des Bäumchens bei der Hochzeitsfeier wollte man den betreffenden Abschnitt in den „Guzulen“ nachlesen. Ferner ist hier der Text eines guzulischen Mageliedes, das einem Kinde gilt, zu erwähnen. Es lautet: „O, du silberner, goldener Engel, warum hast du uns verlassen . . . ? Warum hast du dir solch eine Hochzeit gewählt? Warum wolltest du mir nicht die Augen zudrücken, sondern ich mußte dir diesen Dienst erweisen? Warum willst du zu mir nicht sprechen . . . ?“ In Czernowitj und Umgebung pflegt man bei den deutschen, rumänischen und ruthenischen Einwohnern der schlichteren Volksklasse das verstorbene Mädchen ganz „wie eine Braut“ zu kleiden, insbesondere schiebt man den Brautkranz und Brautschleier ins Haar. Auf einem Pöfsterchen wird ebenfalls ein Kranz von einem Burschen dem Sarge voran- oder nachgetragen, während zwei andere, rechts und links gehend, die Bänder desselben halten. Burschen tragen die Braut, wenn diese nicht auf einem Leichenwagen geführt wird. Im letzteren Falle gehen je zwei Burschen zu beiden Seiten des Sarges. Neben den Burschen gehen Mädchen. Es sind dies gewissermaßen die Brautführer und die Brautführerinnen; daher sind sie auch gerade so mit Sträußlein geschmückt, wie zur Hochzeit. Auch Musik und Schmaus wird wie bei Hochzeiten besorgt. Ganz ähnlich sind die Bräute bei Jünglingen. Knaben werden von Mädchen zu Grabe getragen. —

**Meteorologisches.**

— Wolkenbeobachtungen. In den Pyrenäen befindet sich auf dem Pic du Midi in 2877 Meter Meereshöhe eine unter der Leitung von S. Marchand stehende Wetterwarte, die sich in den letzten vier Jahren besonders eingehend mit der Beobachtung von Wolken befaßt hat. Der Umstand, daß der Gipfel häufig in Wolken gehüllt war, gestattete bemerkenswerte Aufschlüsse über die

Zusammensetzung, den Wärmezustand und das elektrische Verhalten der Wolken. Vielfach konnten die kleinsten Wolkenteilchen mit dem Vergrößerungsglas untersucht werden. Die Beobachtung ergab, daß Wolken, deren Wärme über 0 Grad liegt, sich aus kleinen Wassertropfchen von sehr verschiedenem Durchmesser zusammensetzen. Die Tropfchen haben, wenn die Wolke einen Nebel bildet, der nicht benebelt, einen Durchmesser von wenigen Hundertstel Millimeter, so daß sie für das unbewaffnete Auge fast unsichtbar sind. Solche Nebel geben zur Entstehung von Lichtkränzen Veranlassung, die sehr lebhaft gefärbt sind. Auch das bekannte Brodengespenst wird durch Beugung des Lichts in solchen Nebeln erzeugt. Beginnt sich nun der in der Wolke enthaltene Wasserdampf weiter zu verflüssigen, so mischen sich den bezeichneten Tropfchen solche von 93—95 Hundertstel Millimeter Durchmesser bei, die das sogenannte Nebelreißer verursachen. Wachsen die Tropfchen noch weiter, so geht das Nebelreißer allmählich in Regen über, wobei Tropfchen in der Wolke stets in sehr lebhafter Bewegung sind. Häufig verdampfen die fallenden Tropfen wieder, sobald sie in die mit Wasserdampf weniger gesättigte Luftschicht unterhalb der Wolke gelangen, so daß ein stetes Neubilden und Verschwinden der Regentropfchen zu beobachten ist. Vielfach aber wachsen sie auch im Fallen durch Zusammenfließen mehrerer kleiner Tropfen derartig an, daß sie nicht mehr durch Verdampfung aufgelöst werden können. Im Innern einer solchen Wolke ist stets ein starkes elektrisches Feld vorhanden. Während in der freien Luft die Wärmeabnahme mit zunehmender Höhe ziemlich gleichmäßig vor sich geht, wenn sich nicht verschiedene Luftströmungen störend geltend machen, ist die Abnahme innerhalb der Wolke erheblich geringer, vielfach ist sogar die über der Wolke befindliche Luftschicht wärmer, was wohl in erster Linie der Wirkung der Sonnenstrahlen zuzuschreiben ist.

Ist die Wolke unter 0 Grad kalt, so ist sie aus kleinen Eiskörnchen von mehr oder minder kristallinischem Ansehen zusammengesetzt, deren Durchmesser 0,05 Millimeter nicht überschreitet und denen verhältnismäßig wenig größere Körnchen, seltener feine Eisnadeln und Eisblättchen beigemischt sind. Dem Aussehen nach sind diese Wolken den aus Wassertropfchen bestehenden gleich, auch sie erzeugen Lichtkränze, niemals aber Sonnen- oder Mondringe, die an die Anwesenheit von regelmäßigen Eiskristallen gebunden sind. Diese finden sich aber nur in dem Cirrusgewölk, den feinen weißen Federwolken, vor, die nur in Höhen von etwa 8000 bis 10000 Metern vorkommen. Im Innern von eisigen Wolken ist die Spannung des elektrischen Feldes viel größer als in wässrigen; die Wärmeabnahme mit der Höhe ist sehr gering. — („Tägl. Rundschau“.)

**Humoristisches.**

— Ungeduldig. „Warum gehen Sie denn immer so gesenkten Kopfes einher, hat Sie ein Unglück betroffen?“

— „Ja! Aber der Arzt hat mir wegen meines dicken Bauches Bewegung verordnet, und da schaue ich bloß, ob's auch hilft.“ —

— Doppelsinnig. Birt (der sich geürrert, mit einer vollen Maß im Ausschank stehend): „Was unsereins täglich himunterschluden muß . . . das ist wirklich schrecklich!“ —

— Ein Grobian. Dide ältere Dame: „Kutscher, sind Sie frei?“

Kutscher: „Ne, aber warten Sie 'n Dogenblick, es kommt gleich 'n Möbellwagen.“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Leo Greiners Drama „Die Herzöge von Genua“ wird demnächst im Deutschen Theater in Szene gehen. —

— „Genus Amathusia“, Max Dreher's neues Bühnenwerk, wird am 9. Dezember im Schauspielhause zum ersten Male aufgeführt. —

— Die nächsten Vorstellungen des Rheinischen Goethe-Vereins für Veranstaltung von Festspielen in Düsseldorf finden in dem Zeitraum vom 1. bis 16. Juli 1906 statt. —

— Bei der zweiten Aufführung von Hermann Bahrs Komödie „Die Andere“ im Wiener Deutschen Volks-Theater kam es abermals zu Rärmereien. In das Bilden, Zuhlen, Fußgetrampel schrie der Regisseur Vallentin: „Rohheit ist keine Kritik!“ Sofort wandte sich der Horn und die But der Demonstrierenden gegen ihn: „Redheit!“, „Freiheit!“, „Hinaus mit dem Affen!“ Zum Schluß wurde er angeziffelt. Das Stück ist vom Spielplan bereits abgesetzt. —

— Karl Schönherr's Drama „Die Familie“ erlebt am 2. Dezember die Uraufführung am Wiener Burgtheater. —

— Eine Reform der Jury bei den Großen Berliner Kunstausstellungen soll durch Einführung einer Revisionsinstanz angestrebt werden. —

— Die Wiener Sezession will Rudolf Alt ein Grabdenkmal setzen. Eine Konkurrenz wurde sieben ausgeschrieben. —

— Dem amerikanischen Forschungsreisenden Wallace glückte die Durchquerung Labrador's ohne Hilfe der Eingeborenen mit einem einzigen weißen Begleiter. —